

Tu Dresden
Institut für Soziologie
Lehrstuhl für Theorie und Theoriegeschichte
PS: „Der Andere und der Dritte. Zur Theorieinnovation in den Sozialwissenschaften“
Dr. Fischer/ Heike Delitz
Protokollantin: Uta Beckhäuser

18.11.2004

Thema: Positionen dyadischer Sozialtheorien

Axel Honneth: „Kampf um Anerkennung. [Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte“, Frankfurt/M. 1994, S. 148-211.

Niklas Luhmann: „Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie“. [Frankfurt/M. 1984, S. 148-169.]

1. Axel Honneth

Axel Honneths „normativ gehaltvolle Gesellschaftstheorie“ kann als eine Art Synthese der Sozialpsychologie von G. H. Mead und den Schriften Hegels verstanden werden, aus der Perspektive der Kritischen Theorie [also der „Frankfurter Schule“. Insbesondere ist die Nähe zu Jürgen Habermas hervorzuheben.¹ Es handelt sich wie bei Habermas um einen intersubjektivitätstheoretischen Neuansatz der Kritischen Theorie.] Ausgangspunkt seiner Theorie ist, dass gesellschaftlicher Wandel, Reproduktion und Sozialisierung [angemessen] nur unter der Voraussetzung wechselseitiger Anerkennung stattfinden kann, denn man kann nur zu einem [gelungenen] Selbstverhältnis (Individuierung) gelangen, wenn man sich selber als [anerkannten] Adressaten seiner Interaktionspartner begreift [, und zwar als *bedürftiges* Wesen, *Rechtsperson* und als aufgrund seiner *Individualität* geschätztes Mitglied in einer emotional-solidarischen Gesellschaft].

[Im Kern leistet Honneth eine Aktualisierung Hegels unter postmetaphysischen Bedingungen. Dazu zieht er die sozialpsychologische Theorie G.H. Meads ein, die Hegels spekulative Aussagen empirisch zu bestätigen erlaubt, anhand der faktischen kindlichen Entwicklung. Sozialpsychologische Untersuchungen von Mißachtungsformen sind dann die Gegenprobe zu den von Mead her gewonnenen Annahmen über den Verlauf der Entwicklung zu einer Person. Schon Hegel war übrigens von dieser Störungsfigur ausgegangen: Daher heißt es bei ihm auch *Kampf* um Anerkennung. Die These: Auf Mißachtung folgt – als Reaktion auf die Erwartungsenttäuschung – Empörung, politischer Widerstand, daraus die Chance zur Verwirklichung normative Muster der reziproken Anerkennung. Inwieweit das wirklich wird, hängt von der Gesellschaft ab.]

Zu einer *Gesellschaftstheorie* wird diese [*sozialtheoretische*] Hypothese, [indem sie ausgehend von der dyadischen Situation die Geschichte der sozialen Konflikte neu rekonstruiert: nicht als Kämpfe um

¹ Jürgen Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt/M. 1981 und v.a. auch die frühen Aufsätze in ders., Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘, Frankfurt/M. 1970.

ökonomische Interessen (theoretisch bedeutet das eine Reduktion dieser Kämpfe auf das Subjekt-Objekt-Verhältnis, das wirft Honneth sowohl Marx als auch noch Adorno und Horkheimer vor), sondern als [moralische] Kämpfe um je adäquatere soziale Anerkennung (als Theorie sozialer Interaktionen, es geht um das Subjekt-Subjekt-Verhältnis)], die den sozialen Wandel vorantreiben [und einen Zwang zur Ausbildung freiheitssichernder Institutionen bis hin zu kommunikativ gelebter Freiheit ausüben. Vorausgesetzt ist dabei, dass man die einmal erreichte Stufe sozialer Anerkennung, weil sie eine höhere, reichere Stufe der Selbstbewußtwerdung beinhaltet, immer erneut zu überwinden trachtet.] Dabei versuchen [Einzelne und] Kollektive, erweiterte Formen [im Grundprinzip gemäß der drei Stufen, s.o.] der reziproken Anerkennung institutionell und kulturell durchzusetzen. [So rekonstruiert,] gab Hegel dem sozialen Kampf eine Deutung, „in der er zu einer strukturbildenden Kraft in der moralischen Entwicklung der Gesellschaft werden konnte.“ [Quelle?]

Für die moderne bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft sind drei Formen der Anerkennungsprinzipien ausschlaggebend [, die schon Hegel im Prinzip gesehen hat; bei ihm hießen sie Liebe, Recht und Arbeit]: *Liebe*, *Recht* und *Solidarität*. Dabei soll verdeutlicht werden, dass diese drei Interaktionsmuster [onto- und phylogenetisch, d.h. gattungsgeschichtlich und in der Entwicklung jedes einzelnen Menschen] irreduzibel verschiedene [Stufen] der wechselseitigen Anerkennung [darstellen], denen eine moralische [und institutionelle] Entwicklung und eine bestimmte Selbstbeziehung [Selbstvertrauen, Selbstachtung und Selbstschätzung bzw. Selbstwert] entsprechen.

[Zu einer *normativen*, also *kritischen* Gesellschaftstheorie wird diese These, indem sie ein Kriterium entwickelt, anhand dessen die gesellschaftliche Wirklichkeit gemessen wird. Letztlich geht es Honneth um eine „versöhnte Gesellschaft“, in der eine starke Individualität mit einer starken Sozialität harmonisch zusammenstimmt: In der jeder wegen seiner individuellen Person geschätzt wird und gerade aus dieser Individualität eine emotional-solidarische Gemeinschaft („Kommunikationsgemeinschaft“) entsteht. Diese ideale Gesellschaft ist der Gradmesser, an dem Gesellschaften und soziale Konflikte (nicht immer wirken sie in der positiven Richtung) beurteilt werden.

Die These ist, dass die Anerkennungsformen zunächst (in traditionellen Gemeinschaften) ungeschieden waren, gleichsam unentfaltet, und sich im Lauf der Geschichte ausdifferenziert haben. Honneth unterscheidet folgende (idealtypischen) Formen der sozialen Beziehung, denen eine moralische Spannung innewohnt und die bei Mißachtung zum Kampf um Anerkennung führen:]

1. Liebe (Liebesbeziehungen, Freundschaften, Eltern-Kind-Beziehung [, v.a. die Mutter-Kind-Bez.]

Diese [primäre Beziehungsform] stellt die erste Stufe der reziproken Anerkennung nach Hegel [und Honneth] dar und richtet sich [bei Honneth] gegen die Auffassung Sigmund Freuds: nicht nur die [ödipale Situation] ist ausschlaggebend [für eine gelungene Ablösung des Kindes; zudem muss sich auch die Mutter lösen]. Von Liebe als Form gegenseitiger Anerkennung soll gesprochen werden, wenn eine Balance zwischen Bindung und Selbständigkeit, zwischen Symbiose und Selbstbehauptung

vorzufinden ist. Am Beispiel der Mutter-Kindbeziehung wird das verdeutlicht, wobei Honneth sich auf Winnicott bezieht: Die erste Phase, die direkt nach der Geburt einsetzt, ist die der absoluten Abhängigkeit. Darin sind weder Mutter noch Kind in der Lage zu einer individuellen Abgrenzung. Einerseits erlebt die Mutter die hilflose Bedürftigkeit ihres Kindes als ihre eigene, weil sie sich nicht noch nicht ganz von der Schwangerschaft gelöst hat und andererseits ist das Kind in emotionaler und physischer Hinsicht auf die Mutter vollkommen angewiesen, weil es sich noch nicht artikulieren kann. Honneth spricht hier von einer symbiotischen Einheit, einer reziproken Abhängigkeit. Später, ab dem 6. Monat ungefähr, kehrt die Mutter in ihren routinisierten Alltag zurück, das Kind ist nun gezwungen, öfter allein zu sein. Es entwickelt die Fähigkeit der Differenzierung von Du und Ich. Die Phase der relativen Abhängigkeit ist durch das Anerkennen eines Objektes mit eigenem Recht gekennzeichnet. Mit dem Mechanismus des „Zerstörens“ versucht das Kind diese neue Situation zu lösen, indem es die Mutter beißt und schlägt. Übersteht sie diese Handlungen und wehrt sich nicht, wird das Kind fähig zu lieben. Erst jetzt erkennen beide ihre Unabhängigkeit an, aber doch sind sie von der Liebe des anderen abhängig. Winnicott spricht auch von Übergangsobjekten: Gegenstände, welche das Kind beißt und schlägt, aber zeitweise auch liebt. Sie dienen also dem Übergang, ein weiterer Mechanismus, welcher dem Kind hilft, die neue Situation zu lösen. Die These lautet also, dass man zu einem bestimmten *Selbstverhältnis* [nur] kommen kann, wenn man sich von der anderen Person als geliebt weiß, der gegenüber man ebenfalls Zuneigung empfindet. Das Kind kann erst allein sein, wenn es sich von der Mutter als unabhängig erkennt und diese somit [als eigenständiges Wesen mit einem eigenen Leben] anerkennt, liebt und sich darauf verlassen kann, nicht allein gelassen zu werden. (Missachtungsformen hierbei stellen Misshandlung und Vergewaltigung dar. [Als fremde und schmerzhaftes Verfügung über den eigenen Körper, die das Selbstvertrauen, eine eigenständige Person zu sein, und als solche eigenständig den eigenen Körper beherrscht, zerstört. Diese machen erst darauf aufmerksam, worin dieser Anerkennungsmechanismus besteht und wofür er konstitutiv ist])

2. Recht

Nach Mead können wir uns erst dann als Träger von Rechten verstehen, wenn ein gemeinsames Wissen über soziale Normen vorhanden ist. Hegel dagegen spricht von einem Rechtssystem, wenn dieses die Verallgemeinerung der Interessen aller Gesellschaftsmitglieder darstellt, ohne Ausnahmen zuzulassen. Honneth unterscheidet gegenüber Hegel zwei verschiedene Formen der Anerkennung: Zum einen die Anerkennung als Rechtsperson, wobei jeder als frei und gleich gilt und zum anderen die soziale Wertschätzung, bei der die Person graduell gemäß dem sozialen Status beurteilt wird. Für die traditionelle Rechtsauffassung [in ständischen Gesellschaften] gilt, dass die Anerkennung als Rechtsperson noch mit der Wertschätzung dieser [bestimmten Stände] verbunden ist. Doch dieser Zusammenhang löst sich mit der Forderung einer [postmetaphysischen und] postkonventionellen Moral auf: die Voraussetzung einer Gesellschaft ist die moralische Zurechnungsfähigkeit der Personen, das muss angenommen werden, wenn ihre Legitimität auf der rationalen Übereinkunft aller

(gleichberechtigten) Individuen gründet. Die Eigenschaften jedoch, die ein solche Person haben muss, haben sich durch die Erweiterung individueller Rechtsansprüche verändert bzw. erweitert: so bedarf der Einzelne des Schutzes vor dem Eingriff in seine Freiheitssphäre, und eine rechtlich gesicherte Chance, um am öffentlichen Willenbildungsprozess teilzunehmen, was ein gewisses Maß an sozialem Standart voraussetzt. Weiterhin ist ein Mindestmaß an kultureller Bildung und ökonomischen Mitteln hinzugetreten. Das Subjekt gewinnt „durch die Erfahrung rechtlicher Anerkennung die Möglichkeit, sein Handeln als eine von allen anderen geachtete Äußerung der eigenen Autonomie begreifen zu können“, das Subjekt empfindet *Selbstachtung*. Dies alles geschieht unter der Prämisse der Herausbildung allgemeiner Grundrechte, wobei das Recht unabhängig vom sozialen Status betrachtet wird. (Entrechtung und Ausschließung sind Missachtungsformen.)

3. Soziale Wertschätzung

Die „soziale Wertschätzung“ bezieht sich auf konkrete, positive, individuelle Eigenschaften und Fähigkeiten (Leistungen). Voraussetzung für diese [anspruchsvolle Anerkennungsform] ist ein intersubjektiv geteilter Werthorizont. Ein symbolisch artikulierter, offener und poröser Orientierungsrahmen ist dabei das Bezugssystem für die Bewertung von [individuellen] Eigenschaften.

Im Übergang von der traditionellen zur modernen Gesellschaft nimmt die Wertschätzung einen individualisierenden Zug an, persönliche Leistungen zählen nun, nicht mehr kollektive Eigenschaften, die jedem Stand separat zugeschrieben wurden. Somit gibt es kein objektives Bezugssystem mehr, welches dem Einzelnen eine eindeutige Auskunft über die „soziale Ehre“ gibt. Die „Ehre“ wird in der Moderne [aufgrund der Leistung der Aufklärung] zum „Prestige“, gemessen am klassen- und geschlechtsspezifischen Wertpluralismus, der den kulturellen Orientierungsrahmen darstellt. [Es gilt nun jeder als gleich und jeder als frei.] Durch die Spannung der nun zweideutigen [relativistischen und pluralistischen] Zuordnungspraxis, bemisst sich der soziale Wert an den jeweils historischen [und kulturellen] Gegebenheiten. Honneth spricht hier von einem kulturellen Kampf, wobei die verschiedenen Gruppen versuchen, mit symbolischer Gewalt den Wert ihrer Fähigkeiten anzuheben. Die Achtung, die der Einzelne durch seine Leistung erhält, kann er nun positiv auf sich rückbeziehen, er erhält *Selbstschätzung*. Anerkannt wird die Person [wegen ihrer Leistungen für das Kollektiv; das stiftet emotionale] Solidarität, welche eine symmetrische Wertschätzung zwischen individualisierten und autonomen Individuen voraussetzt. Symmetrisch heißt hier, dass sich die Individuen reziprok so betrachten, dass die Leistungen des Anderen bedeutsam für die gemeinsame Praxis sind. (Missachtungsformen sind Entwürdigung und Beleidigung.) [Honneth sieht in dieser letzten Stufe einen Dauerkonflikt der modernen Gesellschaft – zu denken wäre etwa an die Anerkennung der nicht erwerbsmäßigen Erziehungsarbeit oder an die gegenwärtigen Konflikte um die neue Arbeitslosengesetzgebung.]

Anerkennung in Abgrenzung zum Erkennen

Bei der „Anerkennung“ stellt sich die Frage, was [worum wessen man] anerkannt wird, welche Eigenschaft des Subjektes: man erkennt die andere Person als frei [Recht], als einen eigenständigen Menschen [Liebe] an [und wegen ihrer Fähigkeiten und Besonderheiten (Solidarität) an], während „Erkenntnis“ eines Anderen nichts über den *Wert* einer Person aussagt. [Der Begriff der Anerkennung hat immer eine *normative* Dimension, der der Erkenntnis gerade nicht. Anerkennung meint ein aktiv beteiligtes Subjekt-Subjekt-Verhältnis, Erkenntnis ein distanzierendes Subjekt-Objekt-Verhältnis]

2. Niklas Luhmann

Luhmann knüpft in seiner Theorie an [die funktionalistische Systemtheorie] von Talcott Parsons an und erweitert [und verändert] diese. Zentraler Ausgangspunkt ist der [Parsonsche] Begriff der „doppelten Kontingenz²“: hierbei geht es um die grundsätzliche Frage nach der *Möglichkeit* sozialen Handelns, nicht um die Notwendigkeit [oder um eine kritische Bewertung]. Soziales Handeln ist [wegen der doppelten Kontingenz, also der prinzipiellen Unbestimmtheit und Unvorhersehbarkeit sowohl des Handelns von alter ego als auch von ego selbst] unbestimmt und offen und kann nicht durch [zielgerichtetes] „aneinander orientieren“ zu Stande kommen. Die Möglichkeit der Bestimmung fehlt, durch die ein [soziales, d.h. aufeinander bezogenes] Handeln ausführbar ist. Hierbei werden die Begriffe Alter und Ego eingeführt, welche die Sinnbestimmung offen halten und sowohl soziale als auch „psychische“ Systeme [(also Individuen) meinen]. Das Problem der doppelten Kontingenz [muss] gelöst werden [, soll soziales Handeln möglich sein]. Talcott Parsons sieht die Lösung im [immer schon vorgängigen] Wertkonsens [in den man hineinsozialisiert wird], einer normativen Orientierung mit Konsensunterstellung, die ein „Code“ zu stabilisieren hilft. Dies impliziert, dass jede soziale Situation [die durch „Kultur“ stabilisierte Sozialität] immer schon vorfindet. [Das ist ein statisches Modell von Gesellschaft, das den Wandel stets als Störung des Gleichgewichts begreift.]

Niklas Luhmann dagegen führt ein dynamisches Moment ein: eine Situation verspricht auch Neues, nicht nur die Orientierung an bestehenden Werten, sondern die [Gesellschaft kann sich auch verändern: Und zwar durch funktionale Differenzierung und die Einführung funktionaler Äquivalente. Leitend ist dabei immer die Reduktion von Komplexität, um Anschlußfähigkeit zu erhöhen und damit das Fortbestehen des Systems inmitten seiner *Unwahrscheinlichkeit* zu garantieren.] Dies ist abhängig von der Verarbeitung des Kultursystems, nicht von dem Einzelnen. Auch sind Zufälle möglich. Luhmann stellt fest, dass die doppelte Kontingenz immer virtuell präsent ist. Erst wenn das psychische System auf ein anderes psychisches System trifft, wird sie aktuell und akut. [Die Lösung ist] grundsätzlich offen und der [vorherigen] Sinnbestimmung entzogen.

Luhmann will sich nun von traditionellen Sichtweisen lösen, die soziale Situationen als „Wechselwirkung“ [Simmel], Spiegelung oder „Reziprozität der Perspektiven“ [Litt] bezeichneten. Denn dabei spielt Subjektivität [als Möglichkeit der Einsicht ins Ich und Intersubjektivität als

Möglichkeit der Fremdwahrnehmung] eine Rolle. [Aufgrund der Tatsache der doppelten Kontingenz ist es für Luhmann jedoch] „fragwürdig, wie man überhaupt noch die Einheit der Beziehung denken kann, die eine Mehrheit selbstreferentieller Systeme liiert“. Als soziale Systeme bezeichnet er daher [die Lösung der Situation], dass *beide* Partner (je) doppelte Kontingenz erfahren: diese Unbestimmtheit beider hat eine strukturbildende Bedeutung [, indem einer anfängt und der andere anschließt. Vorausgesetzt ist dabei *Vertrauen*, dass der andere anschließen wird]. [Vgl. Luhmann 1984, S. 154]

Am Beispiel der black boxes (das meint sowohl psychische als auch soziale Systeme) demonstriert Luhmann (S. 156) die Grundsituation: Zwei black boxes begegnen sich und sind füreinander undurchsichtig. Jede bestimmt ihr Verhalten durch selbstreferentielle Operationen und unterstellt dies dem anderen auch. Das, was sie [zum sozialen Handeln] bringt, ist Reduktion [durch Selektion einer Handlung aus der unendlichen Vielzahl der Optionen. Soziales Handeln und damit ein soziales System kommt zustande, wenn diese Wahl angenommen und in irgendeiner Richtung fortgesetzt wird]. Luhmann spricht [zunehmend] von „autopoietischer“ Reproduktion: Systeme, welche sich selbstständig reproduzieren; dabei werden Erwartungen stabilisiert [durch bestimmte wiederkehrende Selektionen, v.a. dank der Evolution symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien]. Und hier liegt die Lösung des Problems der doppelten Kontingenz. Semantische Reduktionen [blenden Unbeobachtbares aus und unterstellen Einigkeit. Luhmann nennt z.B. die semantische Reduktion, die der Begriff der „Person“ bildet: dies sei nichts weiter als die Bezeichnung dessen, „dass man nicht beobachten kann, wie es zustande kommt, dass Erwartungen durch Zusammenhang in einem psychischen System an Wahrscheinlichkeit gewinnen...“ (S. 158). Ähnliches gilt für Intelligenz, Gedächtnis, Lernen. Ein soziales System entsteht, indem alter seine Handlung an der Handlung von ego] orientiert. [Dies wird mit Kontingenzerfahrung „bezahlt“ (!) (S. 159)] „Die Sinneinheit Handlung wird als Synthese von Reduktion und Öffnung für Auswahlmöglichkeiten konstituiert“ [S. ??], dabei wird die Berechnung aber immer unerreichbar bleiben, sie wird lediglich durch Freiheitskonzessionen aufgefangen.

3. Gemeinsamkeiten/ Unterschiede

Luhmanns Theorie gilt vor allem einem analytischen Interesse [an der Emergenz von Ordnung überhaupt], er bezieht [sich hier] weder [auf historische] Erfahrungen, Gewohnheiten, [noch geht es um] Normalität oder institutionelle Ordnungen. [Die Frage ist: wie ist Sozialität überhaupt möglich; die Methode ist die der] phänomenologischen Reduktion. Ein System soll vor dem Hintergrund anderer Möglichkeiten [und seiner Unwahrscheinlichkeit] rekonstruiert werden. Außerdem ist seine Theorie der doppelten Konvergenz [nicht an Personen, Intentionen, Subjekten interessiert], es geht ihm um soziale Systeme. [Psychische Systeme sind definiert als die Umwelt dieser sozialen Systeme.]

² Kontingenz meint das weder Notwendige noch Unmögliche: das, was auch anders möglich ist, immer gemessen an der Realität (umfasst also nicht das Mögliche überhaupt) (Luhmann 1984, S. 152).

Honneth betrachtet hingegen das Problem der Anerkennung [unter Einbeziehung der Intentionen der Subjekte]: mit seiner Theorie soll [die Eigenlogik der Interaktionsgeschichte als Konflikte um soziale Anerkennung rekonstruiert] werden³, wobei die moralischen Ansprüche und Erwartungen Einzelner [und Kollektive interessieren]. Weiterhin sollen soziale Erfahrungen bestimmt werden, unter deren Druck der Kampf um Anerkennung entsteht (hierbei spielen Formen der Missachtung eine Rolle) [s.o.].

[Bei beiden wird dabei Sozialität nicht von Einzelnen her gedacht, sondern von einer Dyade aus (*doppelte* Kontingenz bzw. *wechselseitige* Anerkennung, *Kampf*).] Beide deuten die dyadische Ursituation völlig verschieden: Während Luhmann Sozialität von der gegenseitigen Ungewißheit und Uneinsehbarkeit und damit von einer stets vorausgesetzten *Unwahrscheinlichkeit* aus erklärt, geht Honneth von der primären Beziehung als einer selbstverständlichen, verständnisinnigen, symbiotisch verschmolzenen Beziehung aus, in der gerade umgekehrt die *Ablösung* und damit die eigentliche Personwerdung gerade als Problem erscheint, die immer wieder – auf verschiedenen Stufen (Selbstvertrauen, -achtung, -schätzung) – geleistet werden muss.

Und während Luhmann zumindest explizit keine normative Gesellschaftstheorie entwickelt, sondern es ihm um Ordnung (Systembildung) überhaupt geht, ist bei Honneth die Sozialtheorie ebenso wie die Gesellschaftstheorie immer schon von einer normativen Dimension durchzogen. Hinter diesen unterschiedlichen Ansätzen einer Gesellschaftstheorie steht zum einen die Tradition von Durkheim (evolutionäre, funktionale Differenzierung und Betonung von Ordnung und Gleichgewicht), zum anderen die marxistische Tradition (Betonung der strukturell angelegten Konflikte, des Wandels).

Weitere Literatur:

George H. Mead, Geist, Identität und Gesellschaft (engl. orig. zuerst 1934), Frankfurt/M. 1973

Georg W. F. Hegel, Jenenser Realphilosophie, Leipzig 1931-32

Georg W. F. Hegel, Phänomenologie des Geistes (zuerst 1832), Frankfurt/M. 1970]

[Zur Orientierung: Mit eckigen Klammern [] sind stets die Korrekturen/Ergänzungen des Protokolls gekennzeichnet, es ist also gerade keine Einklammerung des Ausgesagten als fragwürdig, sondern eine wichtige Bereicherung.]

³ Jürgen Habermas rekonstruiert die Eigenlogik der Interaktionsgeschichte hingegen in Bezug auf ihre sprachliche Struktur und auf die Entfaltung der darin strukturell angelegten kommunikativen Vernunft.